



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Auflösung des Reichtags und die große Politik. Schon jetzt steht nach der Rede des Kaisers fest, daß die Regierung auf die geforderte Vermehrung unsrer Streitkräfte unter keinen Umständen verzichten wird. Daß solch ein entschlossenes Wort des Kaisers gesprochen wurde, war wohl weniger durch unsere innern deutschen Verhältnisse notwendig geworden, als durch den Wiederhall, den die ablehnende Stimmung des Reichstages im Auslande gefunden hat. Die europäische Staatenwelt gliedert sich entsprechend der großen Machtposition des deutschen Reiches deutlich in die zwei Gruppen der Freunde und der Gegner Deutschlands. Die Mächte, die scheinbar gleichgiltig oder neutral beiseite stehen, würden, wenn einmal die großen Gegensätze auf einander plagen, schwerlich in dieser Stellung verharren. Schon sind die Fäden geknüpft, die sie nach der einen oder andern Seite hinüberziehen werden: Sie Frankreich und Rußland, Sie Deutschland und der Dreibund! das ist einmal die Lösung. Nun scheint uns der beste Beweis für die Notwendigkeit einer Stärkung unsrer Armee darin zu liegen, daß mit dem Augenblick, wo jene Verstärkung zweifelhaft wurde, auch die Erhaltung des Friedens zweifelhaft schien. Die Wochen, die zwischen heute und einer erneuten Abstimmung im Reichstag liegen, können als die Stille vor dem Sturm betrachtet werden, und nur dann ist Aussicht, daß sich die Wetter unschädlich zerteilen, wenn sich die Welt aufs neue davon überzeugt hat, daß Deutschland einzig ist in Fragen, die die nationale Ehre und die nationale Pflicht der Selbsterhaltung betreffen. Sich zur Einheit zu bekennen, ist unerläßlich, weil Frankreich und Rußland schon jetzt auf Rheinbundsgelüste rechnen zu dürfen glauben, und weil Stimmen wie die der Elsässer Protestler oder der Männer, die hinter Dr. Sigl stehen, allerdings geeignet sind, nach dieser Richtung hin Hoffnungen zu erregen. In Frankreich sind drei Schlagworte ausgegeben worden, die uns als Anzeichen der herrschenden Stimmung gelten müssen: erstens Aufrechterhaltung der Ruhe und äußerlich guter Beziehungen zu Deutschland, solange die Wahlbewegung fortbauert; zweitens Entlassung der gegenwärtigen Kammern, die man mit gutem Recht für wenig geeignet hält, die Verantwortung für eine große Entscheidung zu tragen; drittens die Ersetzung Carnots durch einen militärischen Präsidenten. Sind bisher die Kammern und Carnot an ihrem Plaze geblieben, so scheint uns damit nur eine vorläufige Entscheidung getroffen zu sein, die ihre Erklärung in dem ängstlichen Wunsch der augenblicklichen Machthaber findet, ihre sehr nutzbaren Posten quand même zu behaupten. Es ist nicht daran zu denken, daß sie imstande wären, einer ernstlichen Anfechtung Widerstand zu leisten. Die Nation, die unter der fixen Idee der revanche fast seit einem Menschenalter erzogen worden ist, ist völlig unfähig, an sich zu halten, wenn ihr ein bestechendes Wort trügerischer Siegesgewißheit entgegen-  
geworfen wird. Darin liegt aber zugleich die große Gefahr, die das geflüsterte Herabsetzen Deutschlands und der Ton der Geringschätzung bedeuten, die von russischer Seite her nach Frankreich seit Jahr und Tag herüberschallen. Der russische Größenwahn findet nirgends gläubigere Anerkennung als in Frankreich, und die Vorstellung von dem angeblich vorhandenen russisch-französischen Vertrage gehört zu den Glaubensartikeln, die keinem Franzosen ausgerebet werden können. Erklärt das deutsche Volk durch seine Vertreter zum zweitenmale, daß es unfähig

sei, weitere militärische Anstrengungen zu machen, so giebt es nichts, was uns vor einem elementaren Ausbruch der gallischen Kriegsgelüste schützen könnte. Dann erst, aber unter ungünstigern Voraussetzungen wird Deutschland zeigen müssen, wie ungeheuer die Kraft ist, die es im Notfalle zu entfalten vermag.

Man spricht so viel von der friedlichen Gesinnung des Zaren, und sie ist uns vom Fürsten Bismarck wie auch vom Grafen Caprivi nachdrücklich bezeugt worden; sie findet ihre Bestätigung außerdem so deutlich in der Geschichte der letzten zwölf Jahre der russischen Regierungspolitik, daß es uns nicht einfällt, diese friedlichen Neigungen zu bestreiten. Aber der alte wie der jetzige Reichskanzler hat betonen müssen, daß es in Rußland noch Mächte neben dem Hofe von Gatschina giebt: erstens die ungeduldig drängende russische Armee, zweitens die vom Deutschenhaß verzehrten einflußreichen Parteien der Slawophilen und Panlawisten, die ihre Wortführer in allen Mittelpunkten der Reichsregierung und in der nächsten Umgebung des Thrones haben — sie alle einmütig in dem Wunsche, vereint mit den Franzosen uns zu schlagen, und gefördert in ihren Bestrebungen durch eine gewissenlos bohrende Politik, die in gewissen Abteilungen des russischen auswärtigen Amtes unbeschränkte Herrschaft übt. Alle diese Elemente sind unter Alexander III. nicht schwächer und einflußloser, sondern stärker und einflußreicher geworden. Sie haben einen geheimen Bundesgenossen in der trotz aller Wachsamkeit der russischen Polizei im stillen fortwirkenden und fortwühlenden Partei der russischen Anarchisten, der man an dem glücklich verhinderten Eisenbahnunfall des Zaren einen schwer zu beweisenden Anteil zuspricht — bekanntlich wurde der Zusammenhang des Eisenbahnunfalls bei Vorki erst nach Jahren bekannt —, und die vor wenigen Tagen durch die entsetzliche Ermordung eines Petersburger Gymnasiasten ein Lebenszeichen von sich gegeben hat, das dem Zaren in Sialta die Rückfahrt nach Petersburg in höchst unheimlichem Licht erscheinen lassen wird. Da die Furcht vor ähnlichen Erscheinungen Alexander II. in den Krieg von 1877 trieb, läßt nichts eine ähnliche Wendung in der Gegenwart als ausgeschlossen erscheinen. Giebt Frankreich ein Kriegssignal, so ist der Zar völlig außer stande, Frieden zu halten. Frankreich aber wird nur zurückgehalten durch Scheu vor den deutschen Waffen; glaubt es sich stärker, so haben wir den Krieg.

Natürlich haben unsre Bundesgenossen, und zwar ganz besonders Österreich-Ungarn, dasselbe Interesse wie wir, durch energische militärische Anstrengung in Ost und West der Besonnenheit zum Siege zu verhelfen. Die Art und Weise, wie in Österreich die militärischen Forderungen der Regierung seit Jahr und Tag beschnitten und gekürzt werden, mag sich aus der Zuversicht erklären, mit der man auf unsre Waffenrüstung blickte. Dieser Standpunkt scheint uns aber einer Großmacht, die auf eignen Füßen stehen will, wenig würdig und kann unter Umständen zu sehr schmerzlichen Enttäuschungen führen. Mit Italien wollen wir nicht rechten, aber wir halten es doch für nötig, zu betonen, daß England, das Italien am nächsten befreundet ist, weder politisch noch militärisch Leistungen aufzuweisen hat, die dem ungeheuren Vorteil entsprächen, der ihm aus dem Bestehen des Dreibundes erwächst. Die unruhige Politik in Ägypten, die schwankende Stellung, die es der Türkei gegenüber beobachtet, die wenig ruhmvollen diplomatischen und militärischen russisch-englischen Begegnungen in Mittelasien, das alles hat das Vertrauen zu einer energischen englischen Politik im Falle der Not um so mehr erschüttert, als auch der Glaube an die unbedingte Überlegenheit Englands zur See keineswegs mehr dogmatische Geltung hat. Die entsprechenden Leistungen Italiens sind, wenn man Reichthum und Bevölkerungszahl beider Nationen in Betracht zieht,

bei weitem großartiger. Auch finden wir nicht, daß Deutschland aus dem Sanstibarvertrage den Nutzen gezogen hätte, der uns in Aussicht gestellt worden war. So viel wir sehen können, sind bisher alle Vorteile auf englischer Seite geblieben. Bei einem großen, allgemein europäischen Konflikt gehört es zu den wichtigsten Aufgaben Englands, die Pforte in einer Richtung zu erhalten, die unsern Gegnern, namentlich aber Rußland, keine Vorteile bietet. Im Augenblick scheint aber der englische Einfluß, dank der vöorgelunden englischen Interessenpolitik, vor dem französischen und russischen ganz zurückzutreten. Auch damit ist dem Frieden schlecht gebient.

Ziehen wir die Summe unsrer Betrachtungen, so scheint uns der Friede der Welt in der That an der Verstärkung der deutschen Wehrkraft in dem von unsrer Regierung geplanten Sinne zu hängen. Unerläßlich scheint uns aber zugleich eine entsprechende Haltung unsrer Verbündeten, vor allem Osterreich-Ungarns und Englands.

Gute Philologen, schlechte Pädagogen. Es giebt eine kleine lateinische Grammatik von Müller und Lattmann, die sich durch eigentümliche und geistreiche Fassung der Regeln so vorteilhaft auszeichnet, daß ich sie voller Freude dem Elementarunterricht zu Grunde legen wollte. Aber als Paradigma für die Deponentia der vierten Konjugation ist das Wort — *mentiri* gewählt! Wenn also der Lehrer dieses Deponens einüben will, so bewegt sich Frage und Antwort in den Ausdrücken: ich lüge, ich habe gelogen, ich werde lügen, wir müssen lügen, ihr müßt lügen, lüge, laßt uns lügen u. s. w. Ich bin entsetzt! Das Lügen ist in meinen Augen überhaupt und zumal bei Kindern etwas so abscheuliches, daß die Kinder schon aus dem Ton, mit dem der Lehrer das Wort spricht, und aus seiner Miene merken müssen, welchen Abscheu er vor der Lüge hat. Hier stumpft das Lehrbuch und der Lehrer das sittliche Gefühl der Kinder gegen das häßliche Wort und die häßliche Sache geradezu ab. Dies eine Wort hielt mich von dem Gebrauche des sonst trefflichen Buches zurück.

Für den Elementarunterricht im Lateinischen ist ein Buch von Bonnell bestimmt. Ich las den ersten Satz: *Musae sunt deae*. Und dann: *Cassandra et Polyxena erant filiae Priami*. Also für neunjährige Kinderköpfe soll es eine passende Geistesnahrung sein, wenn sie hören und lesen: Die Musen sind Göttinnen! Ob sich der Verfasser wohl je die Frage vorgelegt hat, was die Kleinen damit anfassen, sich dabei denken sollen und können? Und wenn sich der Lehrer eine Viertelstunde lang abquält, den Kindern das Verständnis des Satzes beizubringen: gelingen wird es ihm schwerlich; es bleiben den Kindern doch inhaltsleere Worte. Es könnten ebenso gut Beispiele aus dem Chinesischen gewählt werden. Nun, der Satz von der Cassandra ist ja für die Kleinen so gut wie chinesisch.

Nach alledem dürfte wohl die Bitte gerechtfertigt sein, die gelehrten Herren Philologen kümmern sich ein wenig um Pädagogik und bedächten, für wen und für welche Fassungskraft sie ihre Bücher machen.

